

Der Sankt Bernhard und seine Hunde

Autor(en): **Francé, Raoul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **35 (1931-1932)**

Heft 18

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670342>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sankt Bernhard und seine Hunde.

Von Dr. h. e. Raoul Francé.

In allen großen Hospizen der Schweiz, nicht nur am St. Bernhard, auch auf dem Gotthard, dem Simplon, der Grimsel und Furka, sowie auf dem Splügen werden Bernhardiner und Neufundländer Hunde gehalten, die jahraus, jahrein zahllosen Menschen als Wegweiser, oft genug als Retter dienen, wenn auch keine Zeitung und kein Bild ihre einzelnen Taten preist.

Es wurde und wird durch diese Hunde geradezu ein musterhafter Sicherheitsdienst organisiert. Während der rauhen Jahreszeit gehen von den obgenannten Hospizen aus jeden Morgen früh zwei Hunde, ein älterer, fest abgerichtet und ein jüngerer als angehender Praktikant zusammen, sowohl auf der schweizerischen als italienischen Seite drei Stunden weit den Paß hinunter bis zum tiefsten Zufluchtshäuschen, wobei sie trotz Nebel und Schneegestöber ihren Pfad untrüglich finden und mittels ihrer großen Fährte dem Reisenden einen zuverlässigen Wegweiser zum Hospiz hinterlassen. Stoßen sie auf Wanderer, so benehmen sie sich ganz tütunlich und bieten sich als muntere Reisegefährten an. Ermattete und Halberfrorene suchen sie durch Beleben der Hände und des Gesichtes wieder zu beleben, was ihnen auch wirklich mehr als einmal gelungen ist. Verdächtige Spuren Verirrter verfolgen sie selbst im Schneegestöber mit Scharfsinn und Ausdauer; frisch gefallene Lawinen werden umkreist, beschnuppert und ein aufgefundener Halberschütteter mit großem Eifer herausgescharrt. Gelingt es ihnen durch Beleben nicht, einen Erstarrten wieder zu beleben, so kehren sie spornstreichs zum Hospiz zurück, wo ihr Geheul die Leute zur Hilfe ruft, die sie sofort zur Unglücksstätte zurückgeleiten. Aber auch ohne ihre Mahnung brechen bei besonders heftigen Schneestürmen die Knechte mit Schaufeln, Bahren, Sonden und Erfrischungen versehen auf, nehmen den größten Teil der Hunde mit sich und lassen diese die ganze Gegend unter stetem Gebell durchstreifen, um allfällig Verirrten ein Zeichen zu geben. So schildert Tschudi die Tätigkeit der Bernhardiner Hunde und seit seinen Tagen hat sich zum mindesten auf dem großen St. Bernhard, der neben dem Stillefer Hochhaus die höchste auch im Winter bewohnte Stätte in Europa ist, nicht viel geändert.

Die Augustinermönche auf dem großen und kleinen Bernhard und Simplon verdienen die

besondere Achtung und Anerkennung durch die aufopfernde Tätigkeit, die nicht nur ihre Hunde, sondern auch sie selbst im Interesse der Menschheit entfalten. An dem kleinen düsteren See der öden Gegend erhebt sich, angeblich seit dem Jahre 962, das ansehnliche Gebäude, das von den zwölf Chorherren des Ordens und einer Anzahl dienender Brüder, merkwürdigerweise Maroniers genannt, bewohnt werden. In dem kleineren, dem Hause angegliederten Gebäude erhält jedermann, ohne Unterschied und ohne jede Bezahlung Unterkunft und Verpflegung für einen Tag. Er wird von einem Chorherren in ein Zimmer geführt und kann um 12 Uhr mittags und 6 Uhr abends am gemeinsamen Mahle teilnehmen, das er in dieser Wildnis und bei solcher Gastfreundschaft überraschend opulent finden wird.

Dies bedeutet nicht wenig, da der Verkehr über den großen Bernhard ein außergewöhnlicher ist, im Jahre 18 000 bis 20 000 Menschen beträgt, die natürlich alle im Hospiz einkehren, und von denen ebenso natürlich nur jeder Zehnte freiwillig für die Verpflegung etwas bezahlt, was nämlich keineswegs vermehrt ist. Das Kloster verwendet insgesamt jährlich etwa 40 000 Franken auf die Verpflegung der Passanten, und dieser Überrest eines echt mittelalterlichen Altruismus läßt wünschen, daß das Stiftungsvermögen dieses Klosters, dessen Zinsen in solcher Weise verwendet werden, durch neue Zuwendungen vermehrt werden möge.

Der Weg über den Bernhard, der bekanntlich von Martinach in der Schweiz in die Hauptstadt des Aetins, nämlich nach dem italienischen Mosta führt, dauert an 17 Stunden und gehört außerdem keineswegs zu den landschaftlich genutzreichen Wegen. Er wäre jedoch nicht seit Hannibal bis zu Napoleon von so viel Heeren begangen worden, wenn er nicht einen der besten Übergänge zwischen der Schweiz und Italien darstellte. Zahllose Legionen haben von Kaiser Augustus an hier den Weg nach Gallien und Germanien genommen; die Langobarden sind im Jahre 547 durch diese eifigen Schlünde gewandert, die Gletscher des Mont Belan und des Grand Combin blickten auf Karl den Großen und sein Heer herab, der hier den Weg nach Rom suchte.

Die Bedeutung solcher Wagnisse erfasst man erst dann, wenn man erfährt, daß die mittlere

Jahrestemperatur des großen Bernhard bei 2472 Meter derjenigen von Spitzbergen gleichkommt. Infolgedessen herrscht etwa neun Monate hindurch der Winter, in dem Minimaltemperaturen von 34 Grad Kälte nichts seltenes sind. Sogar im Hochsommer friert das Wasser des Nachts, und im ganzen Jahre gibt es kaum zehn Tage ohne Sturm und Schneegestöber.

Ischudi entrollt vom Bernhard und seinen Lebensverhältnissen folgendes sehr anschauliche Bild: „Auf dem St. Bernhard fallen bloß im Sommer große Schneeflocken, im Winter dagegen gewöhnlich trockene, kleine zerreibliche Eiskristalle, die so fein sind, daß der Wind sie durch jede Tür- oder Fensterfuge zu treiben vermag. Diese häuft der Sturm oft, besonders in der Nähe des Hospizes, zu 6 bis 9 Meter hohen lockeren Schneewänden an, die alle Pfade und Schlünde bedecken und in geeigneter Lage beim geringsten Anstoß als Lawinen in die Tiefe stürzen.“

Die Reise über diesen alten Bergpaß ist nur im Sommer bei klarem Wetter ganz gefahrlos, bei stürmischem Wetter dagegen und im Winter dem fremden Wanderer ebenso mühselig wie gefahrdrohend. Fast alljährlich fordert der Berg seine Opfer, die in einer besonderen Leichenhalle aufbewahrt und ausgestellt werden. Bald stürzt der verirrte Pilger in eine Kluft, bald begräbt ihn ein Lawinenbruch, bald umhüllt ihn der Nebel, daß er in der pfadlosen Wildnis vor Ermüdung oder Hunger umkommt, bald überrascht ihn der Schlaf, aus dem er nicht mehr aufwacht. Wer bei großer Kälte in den Höhen reist, fühlt in der Regel eine fast unwiderstehliche Anwandlung von Schlassucht. Kälte, Ermüdung und die Einförmigkeit der Gegend erschaffen die Tätigkeit des Gehirns. Zuerst stockt das Blut in den äußersten kleinen Gefäßen, dann fängt es im ganzen Körper an, langsamer zu zirkulieren, bis der Kreislauf zuerst in den Gliedern und zuletzt im Gehirn ganz aufhört. Von ruhigem Schlummer umhüllt, stirbt der Unglückliche. Die Gewalt dieser Schlassucht, der nur ein sehr energischer Wille zu widerstehen vermag, ist so übermächtig, daß sie den Wanderer in jeder Stellung bewältigt. So fanden die Mönche des Hospizes im Jahre 1829 mitten auf dem Wege einen Menschen in aufrechter Stellung, den Stock in der Hand und ein Bein empor gehoben. Er war starr und tot. Etwas weiter oben schloß der Oheim des Verunglückten den gleichen eisernen Schlaf.“

„Diese Umstände muß man kennen, um die Tätigkeit der Bernhardiner Hunde richtig würdigen zu können. Diese Tiere besitzen einen so feinen Spürsinn, daß die Bewohner aller dieser Hospize, auf denen ja die Verhältnisse so ziemlich dieselben sind, weshalb die Beschreibung für sie alle gelten möge, versichern, daß die Hunde das Nahen eines Wanderers, namentlich im Winter, schon auf eine Stunde Entfernung wittern und durch ihr unruhiges Umhergehen untrüglich anzeigen. Um so bedauerlicher ist es, daß diese edlen Tiere, die man seit vielen Jahrhunderten in möglichst reiner Zucht zu erhalten trachtete, sich so schwer fortpflanzen und angesichts der ungeheuren Strapazen ihres Daseins dem Aussterben nahe gebracht, wenn nicht überhaupt ausgestorben sind. Wohl finden sich bei den großen Übergängen über den Alpenwall stets findige Schweizer mit ein paar Hunden ein, die sie den Reisenden als echte Bernhardiner anpreisen. Doch soll es nach eifrigen Versicherungen von Hundekennern wirkliche Bernhardiner seit Beginn des 19. Jahrhunderts nicht mehr geben. Das Unglück soll sich im Jahre 1812 ereignet haben; in dem furchtbaren Winter, der Napoleons Heer dem Untergange nahe brachte, gingen in den Alpen auch die Bernhardiner Hunde zugrunde. Es sollen die gesamten Insassen des Klosters mit allen Hunden auf die Suche gegangen sein, wobei die Hündinnen, die man sonst zu Hause ließ, sämtlich erfroren. Man versuchte später Leonberger oder Neufundländer zu verwenden, doch eignen sich diese wenig zu dem schweren Dienst, da der Schnee sich in ihrer langen Behaarung festsetzt.“

Dieser Ansicht widerspricht jedoch Prof. C. Keller, der als bester Kenner der Haustiere gelten kann, mit der sehr richtigen Begründung, daß Bernhardiner Hunde nicht nur auf dem St. Bernhardpaß, sondern auch an anderen Orten im Wallis gezüchtet werden. Außerdem in Fribourg und im Kanton Waadt. Übrigens bilde die Bernhardiner Rasse eine besondere Gebirgshunderasse, die im Gebirge niemals aussterben wird. Der genannte Forscher ist der Anschauung, daß die Bernhardiner ursprünglich Asiaten sind, die aus dem Hochland von Tibet gelegentlich des indischen Heerzuges Alexanders des Großen nach Europa verpflanzt wurden. Sie seien die „Moloffer Hunde“ der Römer, die durch sie nach dem Norden der Alpen verbreitet wurden und an den alten Gebirgsstraßen zurückgeblieben sind.

Es ist demnach sehr wahrscheinlich, daß die Bernhardiner Hunde nicht erst vom Bernhardpaß aus verbreitet wurden, sondern schon in Urzeiten mit derselben Gewissenhaftigkeit und Treue wie jetzt auf allen Alpenpässen ihren

Dienst versehen. Und aus diesem Grunde braucht uns auch nicht davor zu bangen, daß diese sympathischsten aller alpinen Tiere jemals unseren Gebirgen fehlen werden.

Gori, die dankbare Löwin.

Ein Erlebnis des Tierbändigers Kapitän Roman Proske, von Max Gayet.

Der Tierbändiger Roman Proske, ein Wiener, ist ein alter Freund von mir. Ich lernte ihn vor Jahren kennen, als er im Wiener Apollo-Theater auftrat und drei Berberlöwen, Romulus, Cäsar und Saida, vorführte, die wütendsten Bestien, die man je in einem Variété zu sehen bekam. Der Herzschlag stockte dem Zuschauer — dieser junge Proske, einen Felsen Pantherfell um den nackten Leib geschlagen, schien mit diesen Vorführungen allabendlich das Schicksal herausfordern zu wollen. Man bebte vor Schreck, man konnte nicht immer hinsehen. Man glaubte diesen tollkühnen Dompoteur jeden Augenblick verloren. Das war keine gespielte Wut von Raubtieren, das war ein Zweikampf zwischen Willen und Willen, zwischen Geist und Kraft.

Unlängst, nach einer Vorstellung bei Ronacher in Wien, traf ich mit Proske wieder zusammen, und er erzählte mir im Verlaufe unserer Unterhaltung auch ein Erlebnis, das er mit einem weiblichen Tier seiner Gruppe, mit der Löwin Gori gehabt habe. Dieses Erlebnis nun, so außerordentlich, groß und schön, daß ihm vielleicht der Charakter der Einzigkeit zuzusprechen ist, schien mir des Aufschreibens wert. Noch im Banne seiner Szenen, versuchte ich Proskes Erzählung genau wiederzugeben. Sie ist zweifellos ein wertvoller Beitrag zur Erkenntnis der Tierpsychik, im besonderen der Psychik des Löwen, und zugleich ein Dokument menschlichen Mutes und ein Zeugnis menschlicher Verbundenheit mit der Kreatur und der Kreatur mit dem Menschen. Proske authentifizierte meine Fassung und ergänzte sie da und dort durch Details.

Hier seine Erzählung.

„Ich lebe seit zwölf Jahren mit Raubtieren, mit Großkatzen. Sie sind meine Liebe und meine Leidenschaft. Ich habe viele Raubtiere gezähmt und dressiert, prachtvolle Tiere, gewaltige Exemplare aus freier Wildbahn. Ich liebe den Löwen, den Tiger, den Panther, den Leoparden. Ich sehe in den Großkatzen die vollkommensten der Tiere, es zieht mich zu ihnen und ich fühle mich

von ihnen geheimnisvoll angezogen. Ich liebte sie schon in meiner frühesten Jugend. Als Junge stand ich stundenlang vor den Käfigen im Wiener Tiergarten von Schönbrunn. Ich habe mit Löwen und Tigern viel erlebt, Dramatisches, Gefährliches und auch Heiteres.

Aber zu meinen schönsten Erinnerungen muß ich mein Erlebnis mit der Löwin Gori zählen, der gegenüber ich ein ähnliches Verhältnis habe, wie der selige Androclus zu dem Löwen, dem er den Dorn aus der Franke zog.

Die Löwin Gori, ein schönes, etwa dreijähriges Tier, wurde mir Anfang des Jahres 1928 zugleich mit ein paar männlichen Löwen in Marseille zugebracht. Sie mag noch wenige Wochen vorher im afrikanischen Busch eine herrliche Freiheit genossen haben. Ich zähmte und dressierte Gori im Verlaufe von fünf Wochen und hatte das Tier dann schon so weit, daß es in einer Löwengruppe als Reifenspringerin und in verschiedenen Staffagekunststücken erscheinen konnte. Gori setzte sich auf das Postament, gehorchte mir, legte sich hin, ja, ich durfte mir schon erlauben, meinen Kopf in ihren Rachen zu stecken, ohne mich nachher ohne Kopf verneigen zu müssen. Dennoch war diese Gori unzuverlässig und eine stille Angreiferin. Ich war vor diesem Tier niemals ganz sicher. Diese Katze benützte jede Unaufmerksamkeit, um eine Attacke auf mich vorzubereiten. Ich bekam von Gori einmal einen solchen Prankenhieb auf den Kopf, daß mir das Blut über das Gesicht floß, ein andermal biß sie mir, während einer Vorstellung, die Schulter durch, und es gelang mir gerade noch mit äußerster Kraftanstrengung, sie durch einen Würgegriff an ihrer Kehle an der Wiederholung des Bisses zu hindern, sonst wäre es mir damals schlimm ergangen. Das Publikum hatte — es war während einer Vorstellung in Olmütz — keine Ahnung, was sich in dem Käfig begab und daß mir das Blut unterhalb meiner Bluse über den Körper lief. Gori war meine versteckte Feindin. Ein unverwindbares Gefühl von Rache oder Bestrafung dafür, daß der Mensch sie aus der Freiheit ge-